

8. Zur Gemeinschaft berufen

„Treu, glaubwürdig ist Gott, durch den ihr berufen worden seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus, unserem Herrn!“ (1 Kor 1,9)

In der Gemeinschaft mit dem Sohn Gottes, Jesus Christus, unserem Herrn (der heilige Paulus legt Wert darauf, alle Titel zu nennen, die das Geheimnis Jesu definieren), bündelt sich unser ganzes Engagement für Gott und das ganze Engagement Gottes für uns. Die Gemeinschaft mit Christus ist unsere ursprüngliche und wesentliche Berufung, sie ist der Kern jeder besonderen Berufung, sie ist das Entscheidende der Prüfung unseres Glaubens an Gott.

Ich muss immer an einen Satz denken, der mich seit meinem Katechismus-Unterricht im Gymnasium begleitet: „Der Kern des Glaubens ist die Verbundenheit mit Christus“. Dieser Satz hat mich wieder in die richtige Richtung gewiesen in einer Zeit, in welcher der Rationalismus und die herrschende Ideologisierung mich verführten zu denken, dass die Überprüfung des Glaubens ein rein intellektuelles Unternehmen ist, eine abstrakte Überprüfung abstrakter Wahrheiten, als wäre die Wahrheit nichts anderes als Zweifel, die man anzweifeln muss. Im Gegensatz dazu liess mich dieser Satz wieder im Einklang mit meinem Herzen und auch mit meiner Vernunft denken, habe ich das Prüfen wieder verstanden als etwas Entscheidendes und wirklich Interessantes für mein Leben und mein Herz. Er hat wieder dem allem Wert verliehen, was ich in meiner Familie und in der Kirche schon geschenkt bekommen und gesehen und was mich begeistert hatte: die Prüfung des Glaubens im Innern meiner Beziehung zu Jesus, die Bewahrheitung des Glaubens als Erfahrung einer lebendigen Beziehung zu einem gegenwärtigen Gott. Und das war es, was mich schon immer fasziniert hatte bei den Heiligen und den authentischen Personen, die ich gekannt habe und denen ich begegnet bin.

Die Berufung Gottes ist, was Gott *für* uns will und was Gott *von* uns ganz persönlich will. Den Willen Gottes als Berufung verstehen bedeutet zu verstehen, dass das auch für Gott nichts Abstraktes, kein abstrakter Wille ist, sondern dass für ihn alles geschenkt ist und gefordert wird innerhalb einer Beziehung, die „Du“ sagt. Gott gibt sich nicht damit zufrieden, sich zu offenbaren als der „Ich bin, der ich bin“ (Ex 3,14). Gott beeilt sich seine Identität mit einer Beziehung zu verdeutlichen: „Weiter sprach Gott zu Mose: So sag zu den Israeliten: Jahwe, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt“ (Ex 3,15). Unser Gott ist ein Gott der Gemeinschaft. Der Höhepunkt seiner Selbstoffenbarung ist die Offenbarung der Dreifaltigkeit: Gott ist Vater, Sohn und Heiliger Geist. Um den Glauben an ihn als Gott zu prüfen, beruft uns Gott zur Einheit mit dem Sohn, will Gott, dass wir das Vertrautsein mit dem Sohn erfahren, den er gerade dazu in die Welt gesandt hat und der gerade deshalb gestorben und auferstanden ist: „Er ist für uns gestorben, damit wir vereint mit ihm leben“ (1 Thess 5,10).

Wenn wir von Berufung sprechen, von Glauben und Gehorsam dem Willen Gottes gegenüber, dann dürfen wir nie den Kontext aus den Augen verlieren, innerhalb dessen dieser Sachverhalt Konsistenz hat und tatsächlich für uns und die andern als Gemeinschaft mit Christus erfahren werden kann. Ansonsten ist alles ein Irrsinn, kann alles absurd werden, verliert alles das Gleichgewicht und wird letztlich verfälscht. Von Berufung zu sprechen ohne Zusammenhang mit der Gemeinschaft mit Christus macht keinen Sinn. Gehorsam zu leben ohne Verbindung mit der Beziehung zu Christus ist Sklaverei, nicht gelebte Freiheit. Von Glaube zu sprechen, über Glauben zu diskutieren, zu sagen man glaube, ausserhalb oder auch nur am Rande der Verbundenheit mit Jesus Christus, ist praktische Häresie, selbst wenn die Ideen und Konzepte alle dogmatisch korrekt sind.

Wozu aber beruft uns der Vater, wenn er uns zur Gemeinschaft mit seinem Sohn, unserem Herrn Jesus Christus einlädt?

Nach der Osterwoche und nach meinen Exerzitien in Cortona habe ich unsere Schwestern in Portugal besucht. Gemeinsam machten wir die Wallfahrt nach Fatima, wo ich noch nie gewesen bin. Mich berührte vor allem das Zeugnis der kleinen Hirten, die die Jungfrau Maria gesehen hatten. Zwei von ihnen, Francisco und Jacinta Marto, sind im Kindesalter gestorben und sind bereits heiliggesprochen. Ich staunte über die Glaubwürdigkeit ihrer Beziehung zu Gott, über das Verantwortungsbewusstsein für ihre Sendung, über die Ernsthaftigkeit und Leidenschaft, mit der sie von der Gottesmutter beten und die Aufopferung ihres Lebens für die Bekehrung der Welt gelernt haben.

Am selben Tag zelebrierte ich die heilige Messe in der Erscheinungskapelle von Fatima. Wir lasen an diesem Tag der Osterwoche das Evangelium von der Erscheinung des Auferstandenen am Ufer des Sees von Tiberias: Johannes 21,1-14. Die Jünger hatten die ganze Nacht gearbeitet, aber nichts gefangen. Da zeigt sich auf mysteriöse Weise Jesus am Ufer des Sees. Er fragt, ob sie etwas zu essen hätten, etwas für ihn. Vom Schiff des Petrus aus, dem Symbol für die Kirche, antworten die Apostel mit einem trockenen „Nein!“ Der barsche Ton dieses „Nein!“ überrascht. Wenn ein Kunde den Fischhändler fragt, ob er einen bestimmten Fisch habe, bekommt er eine freundliche Antwort, selbst wenn der Fischhändler nicht hat, was er will. Denn man will ja die Kunden nicht verlieren. Er entschuldigt sich, vielleicht fügt er noch eine kleine Ausflucht hinzu. Und der Kunde geht fort mit dem Eindruck, dass es dem Fischhändler leidtat, ihn nicht zufriedenstellen zu können. Wenn ich an die vielen Anfragen denke, die ich ablehnen muss, möchte ich manchmal auch lieber im Mail schreiben: „Nein. Viele Grüsse!“ Ich wäre froh, mich nicht rechtfertigen zu müssen und so keine Zeit zu verlieren. Was da aber auf dem Spiel steht, ist nicht so sehr ein Annehmen oder Ablehnen, sondern die Beziehung zu den Personen, und dafür muss man schon etwas Aufmerksamkeit opfern. Ich habe mir einmal die Mühe genommen, ein wohlüberlegtes Mail an eine Person zu schicken, um ihr zu kondolieren zum Tod eines Verwandten. Genau zwei Minuten später erhalte ich schon die Antwort: „Danke!“, ohne Unterschrift. Es lief mir eiskalt über den Rücken.

Ich erzähle das, um in der Szene von diesem Morgen am See von Tiberias hervorzuheben, wie verschlossen die Jünger Jesus gegenüber waren, den sie noch nicht erkannt hatten. Vielleicht waren sie zu müde, vielleicht schlecht gelaunt oder misstrauisch. Dieser Mann am Ufer nervte sie einfach, und sie hatten überhaupt keine Lust, mit ihm in Beziehung zu treten, vertraulich zu sein, aus dem Boot zu steigen und mit ihm ein paar Worte zu wechseln über dies und jenes, über das Wetter, über den Mangel an Fischen. Sie gaben sich unzugänglich, kratzbürstig und gingen auf Distanz. Auch zwischen ihnen herrschte dieselbe schlechte Laune, derselbe barsche Ton. Umso mehr als die mit Namen erwähnten Apostel Petrus, Thomas und Nathanael einen eher rauen und argwöhnischen Charakter hatten.

Jesus aber hatte sich mit seltener Liebenswürdigkeit und Zuneigung an sie gewendet: „Meine Kinder, habt ihr nicht etwas zu essen?“ „Meine Kinder!“ Er könnte nicht freundlicher, feinfühlicher, liebenswürdiger mit ihnen umgehen. Und sie werfen ihm gleich ein „Nein!“ entgegen wie eingeschnappter Teenager.

Es ist wichtig, sich dieses abgelehnte Angebot des Vertrauens vor Augen zu halten, weil es den nun folgenden Satz Jesu ins richtige Licht rückt: „Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas fangen.“ (Joh 21,6)